

## Inhalt

Vorwort des Verlags . . . . .	6
Vorwort des Autors . . . . .	11
Meine Kindheit, die keine war . . . . .	12
Der Zusammenbruch im Frühjahr 1945 . . . . .	49
Und so ging es weiter . . . . .	75
Auf der Suche nach dem richtigen Weg . . . . .	84
Meine Zeit mit Monika . . . . .	124
Ein neues Leben . . . . .	171
Einmal kurz zurückgeblättert – Die Stationen meines Lebens . . . . .	186

## Vorwort des Verlags

*»Und sie werden nicht mehr frei,  
ihr ganzes Leben«*

Die 12 Jahre, die Hitlers Regime des Nationalsozialismus in Deutschland und schließlich in ganz Europa gewütet hat, stellen eine Epoche in der deutschen Geschichte dar, die mit einem lauten Knall geendet hatte. Das Dritte Reich war am 8. Mai 1945 mit der bedingungslosen Kapitulation der Wehrmacht untergegangen, Hitler war tot, und die, die übrig waren, fanden eine Gesellschaft in Trümmern vor. Stunde Null wird der Beginn der Nachkriegs- und Besatzungszeit in Deutschland metaphorisch genannt, was in Hinblick auf den von den Siegermächten anvisierten Neuanfang passend scheint. Ihnen war daran gelegen gewesen, alle Elemente der nationalsozialistischen Ideologie aus den Köpfen der Deutschen zu verbannen, die schrecklichen Verbrechen der Nazis allen als Mahnmal bewusst zu machen und auf dem Wunsch, solches Grauen niemals wieder zuzulassen, eine demokratische Gesellschaft zu formen, der Kriegstreiben fern liegt. Doch auch, wenn sich die Bundesrepublik zügig zu einer Demokratie entwickelt hatte; auch wenn Deutschland heute ein wichtiger politischer, wie wirtschaftlicher Partner für die freie Welt geworden ist – gab es tatsächlich diesen Tabula-rasa-Effekt, wie es der Begriff Stunde Null suggeriert?

Heute, bald 70 Jahre nach Ende des 2. Weltkriegs und in einer Zeit, in der die NS-Ideologie befremdlich wirkt, ist man vielleicht dazu geneigt, diese Frage zu bejahen. Dabei wird allerdings oftmals aus den Augen verloren, dass es für

all jene Menschen, die Hitlers Regime am eigenen Leib erfahren haben – sei es an der Front, in zerbombten Städten oder unter Verfolgung – niemals eine solche Stunde Null gegeben hatte. Ihr Leben wurde von diesen 12 Jahren nachhaltig geprägt.

Auf niemanden trifft dies mehr zu als auf die unschuldigsten, wehrlosesten und beeinflussbarsten Mitglieder der menschlichen Gesellschaft: die Kinder. Wer im Nationalsozialismus aufwuchs, wurde wie keine andere Bevölkerungsgruppe getrimmt, zurechtgebogen und indoktriniert. Hier war es nicht nötig, falsche Versprechungen zu machen oder Gegenwehr durch Terror zu ersticken. Stattdessen konnte man von Grund auf jene Volksgenossen herausbilden, auf denen das Deutsche Reich aufbauen sollte.

»Da kommt eine neue deutsche Jugend, und die dresieren wir schon von ganz klein für diesen Staat. Diese Jugend, die lernt ja nichts anderes, als deutsch denken, deutsch handeln«, heißt es in einer Rede Hitlers aus dem Jahr 1938, die unverhüllt erklärt, wie die Erziehung des NS-Nachwuchses aussehen sollte. Humanismus und eigenständiges Denken musste um jeden Preis unterdrückt, Aufklärung und Vernunft durch Ideologie und einen fanatischen Führerkult ersetzt werden.

Unter dem Grundsatz »Du bist nichts; dein Volk ist alles« sollen Kinder in jedem Bereich zu reichstreuen Bürgern erzogen und so die Gleichschaltung vorangetrieben werden. Indem der Fokus von geistigen Fähigkeiten auf körperliche Ertüchtigung in der Gruppe gelegt wurde, sollte das Zusammengehörigkeitsgefühl gestärkt werden. Den damit angestrebten Effekt kennt man vielleicht im Kleinen aus den Fußballstadien: je mehr sich eine Gruppe miteinander identifiziert, desto mehr erscheinen Fremdgruppen als (unterle-

gene) Konkurrenz. Auf diesem bekannten psychologischen Prinzip baute auch der Nationalsozialismus auf – mit tödlichen Folgen.

Schulbildung wurde entwissenschaftlicht und politisiert, diente die Schule schließlich nur als Vorbereitung für den Wehrdienst, in dem Gehorsam und Anpassung an erster Stelle standen. Vermeintlich unverfängliche Fächer wurden zu Propagandazwecken missbraucht. In Matheaufgaben wurde berechnet, wie viele »gesunde, arische Kinder« von dem Geld versorgt werden könnten, das die Pflege eines geistig behinderten Menschen kostet, Lesebücher enthielten aus heutiger Sicht verstörende Kinderreime über die Deportation von Juden.

Diese Einflussnahme auf die Jugend musste sich in alle Bereiche des Lebens ausweiten. So wurden Jungen ab 1939 verpflichtend in die Hitlerjugend eingegliedert, in der vor allem der Dienst an der Waffe geübt werden sollte, während Mädchen dem Bund deutscher Mädchen beitraten, in dem sie auf ihre Aufgaben als Mütter vorbereitet wurden. Sogar das Spielzeug in den Kinderzimmern wurde zur Indoktrinierung eingesetzt.

Schlussendlich war gar das liebevolle Verhältnis zwischen Kindern und ihren Eltern, besonders ihren Müttern, verpönt und sollte am besten schon im Kleinkindalter unterbunden werden – nicht einmal dem Weinen der Kinder sollte nachgegeben werden, um sie abzuhärten. Die Familie war in der Sicht des Regimes zwar die Keimzelle des Nationalsozialismus, dem Staat jedoch eindeutig untergeordnet, so dass auch die Bindung der Kinder hauptsächlich dem Staat gelten musste. Die Jugend sollte als überzeugte Anhängerschaft gesichert und abgehärtet werden, Andersdenkende frühzeitig ausgesiebt und geächtet werden.

Die Gründe für diese perfiden Erziehungsmethoden ergeben sich aus den Zielen Hitlers. Während hierbei an oberster Stelle der Kampf für das Vaterland stand, bei dem das eigene Leben, die eigene Sicherheit hinter dem Endsieg zu stehen hatte, verbargen sich dahinter Hitlers Expansions- und Weltmachtbestrebungen. Die Autarkie des Deutschen Reichs immer im Blick war die Eroberung des Ostens als Lebensraum, die Vertreibung allen slawischen Blutes und die dortige Germanisierung durch die Ansiedlung vieler Millionen von Deutschen oberstes Ziel.

Um dafür die nötigen menschlichen Ressourcen stellen zu können, wurde nicht nur eine Großfamilienpolitik vorangetrieben, sondern auch veranlasst, elternlose Kinder in die Staatstrukturen einzubinden. Rassereine Heimkinder wurden in politisch zuverlässige Familien eingegliedert, in denen die Mündel im Sinne des Nationalsozialismus erzogen wurden. Später wurden unter Himmlers Generalplan Ost Kinder in den annektierten Oststaaten, die den rassebiologischen Ansprüchen der Nazis entsprachen, ihren Familien entrissen und zur Germanisierung ins Kernreich deportiert. Namen, Identität, selbst das Geburtsdatum wurde ihnen genommen. Vielleicht hoffte man, dass diese Kinder, befreit von der natürlichen Bindung zwischen leiblichen Eltern und ihrem Kind und den Erziehungsmechanismen des Regimes völlig ausgeliefert, eine besonders starke Bindung zum Staat aufbauen würden, dank der man sie später umso leichter lenken könnte.

»Und sie werden nicht mehr frei, ihr ganzes Leben.« – Mit diesem Worten schließt Hitler die Beschreibung seines Bildungsideals in der oben zitierten Rede und negiert damit all jene Definitionen von Bildung, die die großen Denker des Humanismus und der Aufklärung der Menschheit als

geistiges Erbe hinterließen. Verständnis, Unterscheidungsvermögen und Selbstverantwortung blieben im Resultat ebenso auf der Strecke wie die Fähigkeit, Beziehungen aufzubauen, zu lieben und einander zu verstehen. Wieso hätte man darauf auch Wert legen sollen, wenn das Hauptaugenmerk in der Erziehung der Kleinsten doch darauf gelegen hatte, funktionierende, in die Diktatur gut integrierte Maschinen auszubilden – und keine Individuen?

Die Generation der 1930er Jahre wurde vollkommen in ein Regime eingebunden, dessen Untergang sie oftmals orientierungslos und für ihr Leben gezeichnet zurückließ. Ihre alte Welt, die ihnen eingehämmerten Werte lagen in metaphorischen Trümmern, aus denen man nur schwerlich eine neue Existenz aufbauen konnte. Auf jene Kinder und Jugendliche, die nicht von einer Familie aufgefangen werden konnten, trifft dies besonders zu.

Eines dieser Kinder war Max Reimann. Als Heimkind durchlebte er die verschiedenen Stationen der NS-Erziehung bis zum Untergang des Dritten Reichs – Erfahrungen, die seine Jugend und sein Mannesalter prägten. Das vorliegende Buch erzählt die Geschichte eines Jungen, für den es keine Stunde Null gegeben hatte.

Aber auch die Geschichte eines Mannes, der allen Widrigkeiten und Irrungen zum Trotz seinen Weg machte.

## Vorwort des Autors

Diesen biographischen Aufzeichnungen lag kein Tagebuch zugrunde. Es ist ein Rückblick auf meine 80 Lebensjahre, formuliert und aufgeschrieben aus dem Gedächtnis. Das vorliegende Buch entstand auf der Grundlage mündlicher Erzählungen und schriftlicher Notizen zwischen Oktober 2009 und Mai 2010. Alles trug sich genauso zu und ist wahre Begebenheit.

Es ist meine persönliche Geschichte, die 1930 in einem Waisenhaus in Beuthen/Oberschlesien begann. Geprägt durch die politischen Umstände ihrer Zeit zieht sie sich durch das »Dritte Reich« und den 2. Weltkrieg, findet ihre Fortsetzung im geteilten und besetzten Deutschland und ist geprägt durch die Eingliederung in Baden-Württemberg nach der Flucht aus der sowjetischen Besatzungszone.

Wenn manches nicht so professionell ist, möge man es mir nachsehen. Es ist meine ganz persönliche Sicht auf ein dreiviertel Jahrhundert als Deutscher in Deutschland. Es ist die Sicht eines Betroffenen, eines durch sehr viel Glück im Unglück Überlebenden, und eines Familienvaters.

*Max Reimann*

## Meine Kindheit, die keine war

Eine Heimat zu haben, Eltern zu haben, zu wissen, wo man hingehört und woher man stammt – das ist für die allermeisten Menschen eine Selbstverständlichkeit. Es braucht nichts hinterfragt zu werden, ist es schließlich die natürlichste Sache der Welt. Bei mir ist das alles anders, ganz anders, und sehr kompliziert, bewegt oder verworren.

Eigentlich weiß ich nur, dass mein Familienname Reimann lautet, ich mit Vornamen Max (von Maximilian) gerufen werde, und dass ich im Jahr 1930 in Hohenlinde (heute Łagiewniki ), einem Vorort der Industriestadt Beuthen im oberschlesischen Kohlenrevier geboren wurde. Ich weiß nicht, wer meine Mutter war oder mein Vater, nicht, wie viele Geschwister ich noch habe oder hatte, und schon gar nicht, wer meine Vorfahren waren.

Schon früh kam ich in ein Kinderheim, vielleicht sogar in ein Waisenhaus. Ich habe nie herausgefunden, ob ich unmittelbar nach meiner Geburt oder erst etwas später dorthin gebracht wurde. Ganz dunkel erinnere ich mich nur noch daran, dass ich in diesem Heim gelegentlich besucht wurde. Diese Besucher brachten meist etwas zu essen mit. Wer sie waren, meine Mutter oder andere Verwandte, das kann ich nicht mehr sagen. Ja, eigentlich weiß ich noch nicht einmal genau, ob mein Geburtsdatum stimmt. Irgendjemand hat mal behauptet, ich sei am 18. Juni geboren, dann aber hieß es wieder, es sei der 11. Juli. Ich persönlich dachte immer, dass der 11. Juli wahrscheinlicher ist, denn als ein gelegentlicher Rückwärtsgänger, introvertiert in vielen Handlungen, habe ich doch die typischen Eigenschaften eines Krebsgeborenen. Also wurde der 11. Juli als mein Geburtstag festgeschrieben.



Meine frühesten Erinnerungen gehen also wie angedeutet dahin zurück, dass ich in einem Waisenhaus in Beuthen meine ersten Lebensjahre verbrachte. Da es dort keine Ordensschwwestern gab, muss es wohl ein staatlich geführtes Haus gewesen sein, und es wurde streng auf Zucht und Ordnung geachtet. Ich war schon etwas älter, als ich irgendwann einmal in meiner kindlichen Unwissenheit »Heil Moskau!« rief, was ich zuvor irgendwo aufgeschnappt haben musste. Sogleich wurde ich hart bestraft und zwar so, dass es mir in Erinnerung blieb.

Beuthen, meine Geburtsstadt und heute Bytom genannt, habe ich nie bewusst kennengelernt, weil ich Schlesien schon sehr früh verlassen musste. Erinnerungen an diese Zeit und mein damaliges Leben habe ich leider sehr wenige. Die Umstände, die mich aus meiner Heimat fortgetragen haben, kann ich bis heute nicht mehr rekonstruieren. Mit Sicherheit weiß ich nur, dass ich irgendwann im Alter zwischen vier und sechs Jahren in das kleine Städtchen Strausberg, zwischen Berlin und Frankfurt an der Oder gelegen, und dort wieder in ein Waisenhaus gebracht wurde. Auch hier kamen an den Besuchstagen wieder Menschen zu mir.

Ich war jedoch noch immer zu jung, um zu verstehen, in welchem Verhältnis diese Personen zu mir standen. Ob das fremde Leute, meine Eltern oder irgendwelche Verwandten waren, die sich noch um mich kümmerten, konnte ich nie in Erfahrung bringen.

Häufig waren es aber tatsächlich fremde Menschen, die uns besuchten – einfach weil sie sich für das Los der Kinder in einem solchen Haus interessierten, einem Kinder- oder auch Landesjugendheim, wie es sich seinerzeit nannte. Heute weiß ich, dass wir Kinder für den Krieg waren, die

heimatlos, enturzelt und traumatisiert für ihr gesamtes Leben sein sollten.

Die Zeit verging und mit zunehmendem Alter wurden meine Erinnerungen detaillierter. Ich weiß beispielsweise genau, dass ich noch einen jüngeren Bruder hatte, mit dem ich noch über eine geraume Zeit hin zusammen sein durfte. Dann war er plötzlich weg. Ich habe nie erfahren, was aus ihm geworden ist, nie wieder habe ich etwas von ihm gehört. Mein späteres Nachforschen über diese Zeit und meine Wurzeln blieb ergebnislos. So wird es also wirklich ein Rätsel bleiben, wer meine Eltern waren, und wo mein Bruder abgeblieben ist, von dem ich nicht einmal weiß, wie er hieß. Ich tröstete ich mich ob dieser vergeblichen Suche oft mit dem Gedanken, dass es vielleicht so sein musste. Vielleicht hätte ich meine Eltern nicht mehr akzeptieren können. Gleichzeitig suchten mich aber auch häufig die Zweifel heim, wie schön es vielleicht wäre, die eigenen Eltern zu kennen und sich mit ihnen zu versöhnen. In dieser Frage blieb ich mein Leben lang hin- und hergerissen.

Ich war schon in der Schule, war somit wohl sieben oder acht Jahre alt, als ich mit anderen Kindern aus jenem Heim in Strausberg zu sogenannten Pflegefamilien nach Freiwalde gegeben wurde. Ich kam zu einer Bauernfamilie N. und sollte dort den Rest meiner Kindheit und fast die gesamte Kriegszeit verbringen. Mit dieser Verlegung brach der Kontakt zu jenen Leuten endgültig ab, die mich zuvor noch im Heim besucht hatten

*Freiwalde über Lübben im Spreewald, Dorfstraße bei Bauer Emil N. und seiner Frau Else* – so könnte die Postanschrift meines neuen Lebens gelautet haben, wenn mir damals jemand einen Brief hätte schreiben wollen. Lesen hätte ich

ihn aber wohl noch nicht können, denn meine Schulzeit hatte erst begonnen. Ohnehin blieb mir mögliche Post stets vorenthalten. Während ich es diesen Pflegeeltern unbedingt zutraue, Briefe an mich unterschlagen zu haben, weiß ich allerdings auch noch, dass wir Pflegekinder aus dem Heim einen Vormund hatten, der auf einem anderen Hof wohnte. Wahrscheinlich sollte dieser Vormund nicht nur ein Auge darauf haben, dass die Kinder halbwegs ordentlich behandelt wurden, sondern vielleicht auch den Postverkehr überwachen. Aber wer hätte mir schon schreiben wollen?

Bei meinem Vormund handelte es sich um Verwandtschaft zu N. und hin und wieder wurde ich in dessen Familie eingeladen. Wenn ich Zeit hatte oder mal frei bekam, dann ging ich sie besuchen. Dort war es oftmals recht lustig, und es war viel los, denn Familie J. war eine kinderreiche Familie. Heute weiß ich allerdings nicht mehr so richtig, ob und inwiefern diese Einladungen nicht auch Pflichtübungen waren. Ich glaube, dass mein Vormund dazu verpflichtet war, turnusgemäß zum Hof N. zu kommen, um nachzusehen, was sein Mündel Max denn so machte, oder machen musste. Diese Zeit nahm sich Otto J. nie, sondern handelte nach dem Motto: »Der Weg ist derselbe, da kann der Max ruhig auch zu mir kommen.« Das war für ihn schließlich unkompliziert und ohne Verluste.

Später habe ich stets von ihm zu erfahren versucht, warum ich immer weiter weg von meiner Heimat, von Schlesien geschoben worden bin, warum ich als Kind bei fremden Leuten war und warum ich nicht wie andere Kinder bei den Eltern lebte. Unter normalen Umständen wären wir in dem zweiten Heim geblieben, hieß es dann, doch die Umstände waren nicht mehr normal und es wurde alles knapper. Also habe man uns Kinder als Pflegekinder aufs Land verschickt,

weil man uns nicht mehr ausreichend ernähren konnte. Das mag auch eine Ausrede gewesen sein, doch mehr Antworten habe ich damals nie erhalten. Von J. bekam ich auf weiterbohrende Fragen immer nur ausweichende, leere Phrasen zu hören: Junge, das verstehst du noch nicht! – Du bist noch zu jung, um das zu begreifen. – Wenn du älter bist, wird man dir schon noch alles sagen. So ging es über Jahre, und obwohl ich vermutete, dass er sehr viel mehr wusste und nur nicht mit der Sprache heraus wollte, dass gar die wenigen Auskünfte, die er mir gab, meiner Ansicht nach frei erfunden waren, hörte ich irgendwann auf zu fragen. Dieses Schicksal teilte ich mit den anderen nach Freiwalde verschickten Pflegekindern, die natürlich ebenso neugierig über ihre Herkunft waren. Unsere kleine Gruppe, die sich schon aus Strausberg kannte, tauschte häufig die wenigen Informationen aus, die wir erhalten konnten, doch kamen wir nie zu keinem Ergebnis. Im Nachhinein habe ich den Eindruck, dass wir vorsätzlich unwissend gelassen wurden. So hatten wir Waisen doch wenigstens einen Bezugspunkt zu einander.

Nach dem Krieg hatte der Zusammenbruch, die Teilung, die Einverleibung Schlesiens durch Polen, später die Errichtung der Mauer die Suche nach meiner Herkunft zusätzlich erschwert. Selbst über das Rote Kreuz vermochte ich nichts über meine Wurzeln zu erfahren. Sehr viel sei zerbombt worden, bekam ich zur Antwort, und viele Dokumente und Urkunden seien verbrannt. Und so konnte ich das Geheimnis um meine Herkunft nie lüften.